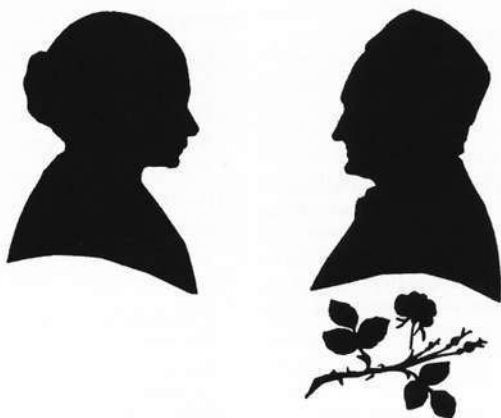


Mörikes fränkischer „Urfreund“ Hartlaub



*Konstanze und Wilhelm Hartlaub.
Scherenschnitte von Luise Walther.*

Die literarische Welt feiert in diesem Herbst Eduard Mörikes 200. Geburtstag. Dabei fällt in den Betrachtungen vielleicht auch im Nebenbei der Name eines Jahrgangsgenossen und geistlichen Amtskollegen Mörikes: Wilhelm Hartlaub. Was er dem Poeten bedeutet hat, ist kaum zu überschätzen.

Hartlaub kam am 29. Mai 1804, vor nun 200 Jahren, in Wermutshausen bei Niederstetten, hoch überm Tal der Vorbach, zur Welt. Das Häckerdorf zählte damals etwa 300 Einwohner. Schon im Uracher Seminar und dann im Tübinger Stift gehörte der Pfarrerssohn zum Freundeskreis Mörikes. Dann trennten sich die Wege. Während Mörike acht Jahre als Vikar darbot, übernahm Hartlaub 1830 schon von seinem Vater die Pfarrei Wermutshausen und konnte drei Jahre später seine Braut Konstanze, in deren Namen auch ihr Wesen beschlossen lag, heimführen. Im August 1837 trafen sich die beiden Jugendfreunde in Mergentheim wieder, wo Mörike ein paar Wochen zur Kur weilte. Eine Freundschaft fürs

Leben begann da zu wachsen. Mörike hat mit seinen Briefschulden manchen Freund vor den Kopf gestoßen. Die Korrespondenz mit Hartlaub blieb stetig, und wenn uns Mörike so etwas wie eine Selbstbiographie hinterlassen hat, dann im Briefwechsel mit dem „Urfreund“, wie er ihn bald nannte.

Es wird immer ein Rest Rätsel bleiben, weshalb dieser pflichtbewußte, bibelstrenge, praktische fränkische Dorfpfarrer unter all den funkelnderen, geistreicheren Genossen des Dichters der „Urfreund“ geblieben ist. Bei aller helläugigen Nüchternheit, mit der er beispielsweise Mörikes Geldnöte, bedingt durch Bürgschaften für die drei Brüder, ordnete und selbst mit Darlehen einsprang, besaß dieser Hartlaub freilich auch musikalisches Talent und sprachliches Fingerspitzengefühl. Unverzagt, wenn auch nicht unkritisch, instinktiv hat er dem Genius Mörikes vertraut, wo zünftige Literaten wie Friedrich Theodor Vischer oder David Friedrich Strauß bedenklieh die Köpfe schüttelten. Jede neue Ver-

tonung eines Mörike-Liedes, jedes Gedicht erhielt Hartlaub tintenfrisch zu kritischer Prüfung zugesandt.

Aber das war nicht das Entscheidende. Für Mörike, zeitlebens ein großes, oft ängstiges Kind dieser Welt, war Hartlaub so etwas wie eine Wetterbuche, unter der er sich bergen konnte. Hartlaubs unbestechliche Offenheit, sein gerader männlicher Charakter, seine unaufdringliche Besorgtheit um den Freund – solche Treue forderte Vertrauen. Hartlaub, das war der ganz Andere, der einen trotzdem verstand. Hartlaub war ein zuverlässiger Mensch. Mörike hat oft mit mancher Maske gespielt. Hier brauchte er keine. Ein Brief vom 12. August 1840 gibt diesem Gefühl Ausdruck: „..... ich weiß neben Bruder und Schwester kein andres Menschenkind, verlange auch nach keinem, bei dem ich mich so wie bei Dir daheim befände, d. h. so innig in mir selber bleiben könnte. Du mußt mir nichts zu, was meinem Wesen nicht entspricht und wenn Du mich anmahnst und aufschüttelst, so ist nicht mehr noch weniger, als ich bei meiner kranken Ängstlichkeit und jener *vis inertiae*, die ich selbst an mir kenne, gar wohl traueen kann.“

Als Mörike mit 39 Jahren als Cleversulzbacher Pfarrherr wegen andauernden Kränkels vorzeitig mit 280 Gulden Jahrespension, die offizielle Armutsgrenze im Königreich Württemberg lag damals bei 200 Gulden, in den Ruhestand versetzt wurde, zog er mit seiner jüngeren Schwester Klärchen, die ihm den Haushalt führte, im Herbst 1843 zunächst ins Wermuthshäuser Pfarrhaus. In einem Nachruf auf Mörike hieß es, die Wände dieses Hauses hätten in einer Woche mehr Haydn, Mozart und Beethoven zu hören bekommen als mancher hauptstädtische Konzertsaal einen ganzen Winter lang. Davon spricht das Gedicht „An Wilhelm Hartlaub“, das aber schon 1842 bei einem früheren Aufenthalt Mörikes entstanden ist: „Durchs Fenster schien der helle Mond herein: / Du saßest am Klavier im Dämmerchein, / Versankst im Traumgewühl der Melodien, / Ich folgte dir an schwarzen Gründen hin, / Wo der Gesang versteckter Quellen klang, / Gleich Kinderstimmen, die der Wind verschlang.“

Und dann lesen wir: „So wunderbar empfand ich es, so neu, / Daß noch bestehe Freundeslieb und Treu! / Daß uns so sichrer Gegenwart Genuß / Zusammenhält in Lebensüberfluß!“ Solche Sicherheit im Gegenwärtigen überrascht bei Mörike, dem sonst nur wehmütige Erinnerung als wahrer Besitz alter, unennbarer Tage galt. Der zeitweilig abwesenden Schwester schrieb er im September 1843: „Sonst wird den Tag über meistens geschwätzt, abends Klavier gespielt, gelesen bis jetzt nichts“, und: „Was sonst Liebes und Schönes dazwischen liegt, die Hauptsache nämlich, weißt Du und bleibst sich gleich für alle Zeiten wie Sonn- und Mondenlicht.“

Der frühere Kirchenpfleger, der sich der Wermuthshäuser Mörike-Erinnerungen rührend annahm, erzählte einem: „Dort in der Ecke im Garten hat sich Mörike immer auf eine Bank gelegt und in den Himmel geguckt. Die Dichter müssen in den Himmel gucken, wenn sie dichten! Stundenlang hat er nichts gesehen und gehört! Wenn die Bauern mit ihren Fuhrwerken langsam die Steig am Pfarrhof vorbei zu ihren Ackern nausufuhren, dann deuteten sie mit ihren langstieligen Peitschen und sagten: 'Do guckt hi, do licht er widder, der Faulenzer!'“

Im Frühjahr 1844 zogen die Geschwister Mörike erst nach Hall am Kocher, im November aber schon wieder nach Mergentheim um. Hier fand Mörike in Margarete Speeth, der Tochter des Hauses Ecke Burgstraße/Unterer Markt, seine spätere Frau. Am 29. Mai 1845 trafen sich die Mörikes mit Hartlaub an der gotischen Wallfahrtskirche über Laudenbach im Vorbachtal. Mörike gratulierte dem Freund zum 41. Geburtstag mit dem Gedicht „Bei der Marien-Bergkirche“. Die zur Architektur gefrorene Musik beginnt in diesen Versen wieder zu schmelzen, zu tönen. Es war ein heißer Tag, und Klärchen mußte für den durchgeschwitzten Bruder ein frisches Hemd vom Mesner der Bergkirche besorgen. Daß er unterwegs in Markelsheim schon eingekehrt war, verrät das schaumfrische Gelegenheitsgedicht vom 29. Mai: „Gepriesenes Häuschen, welches am langen Arm / Sein Doppeldreieck hält mit gebuckeltem / Schaumweißen Glas, o welche Wonne / Lachst du entgegen dem heißen Wandrer!“

Beide Freunde begeisterten sich 1848/49 für die deutsche Revolution und litten nach dem Zusammenbruch aller Hoffnungen auf Freiheit und Einheit. Immer sorgenvoller schauten die Wermuthshäuser jedoch auf die Freundschaft mit der Haustochter Gretchen Speeth. Eifersucht, Mißtrauen gegen die überzeugte Katholikin, mehr noch gegen Gretchens Charakter mischten sich in einer spontanen Abneigung. Dabei hatte Mörike, von einem okkulten Erlebnis erschüttert, Gretchen im März 1846 insgeheim schon die Ehe versprochen, während seine Schwester noch immer an einen platonischen Lebensbund zu dritt dachte. Diesen Gürtel sympathischer Verbundenheit konnte auch ein Hartlaub nicht mehr lösen. Dabei wußte er, daß Mörikes Naturell Gretchens Egozentrismus, ihrem Ungestüm, ihrer überreizten Selbstgerechtigkeit nicht gewachsen war. Als der Heiratsplan publik wurde, schrieb Hartlaub

resigniert: „Ich halte es für etwas Unheilvolles und kann es nicht unausgesprochen lassen. Es ist ein Unglück, daß Du es nicht einsehen kannst.“

1851 ließ sich Hartlaub auf eigenen Wunsch auf eine andere Pfarre versetzen. Mörike heiratete im November, nachdem er in Stuttgart eine Pfründe als Literaturlehrer am Katharinenstift gefunden hatte. Die Freundschaft mit Hartlaub blieb, die Ehe zerbrach, trotz der zwei Töchter. Klärchen gehörte zum Haushalt der Eheleute, wie zuvor Gretchen zu dem der Geschwister. Das Dreieck hielt sie gefangen. 1873 zog Gretchen mit der ältesten Tochter Fanny nach Mergentheim. Erst an Mörikes Totenbett haben sich die Eheleute zwei Jahre später versöhnt. Gretchen lehnte weiterhin jeden Kontakt zu den Hartlaubs ab. 1885, ein Jahrzehnt nach Mörikes Tod, verstarb der „Urfreund“ Wilhelm Hartlaub.

Klaus Gasseleder

Im Erziehdörfchen Joditz und im Jean-Paul-Museum dortselbst

Aber die eigentliche Geburtsstadt und zwar die geistige ist der erste und längste Erzieher ...

Lasse sich doch kein Dichter in einer Hauptstadt gebären und erziehen, sondern womöglich in einem Dorfe, höchstens in einem Städtchen ...

In das Dörfchen Joditz an der Saale, ein paar Kilometer nördlich von Hof gelegen, zog der zweijährige Johann Paul Friedrich Richter im Jahre 1765 in einer Weiberhaube und einem Mädchenröckchen mit seinen Eltern ein; und dort verblieb er rund 11 Jahre, verbrachte Frühling, Sommer, Herbst und Winter mit Spielen, häuslichen Arbeiten, vor allem aber mit Lesen und Lernen. Davon berichtet der spätere Dichter und Professor der Selbergeschichte im Pfarrdorfe Joditz,

der sich **Jean Paul** nannte, in seiner *Selberlebensbeschreibung* und auch in dem einen oder anderen seiner Erzählwerke.

Kommt man heute nach Joditz, etwa 8 km nördlich von Hof und 5 km östlich der Autobahnausfahrt Berg-Bad Steben gelegen, findet man fast alles wieder: den Fluss, ein gewöhnliches Schloß, Pfarrhaus und die Kirche, das Schulhaus und die der Pfarrwohnung gegenüber gelegene Schulmeisterwohnung ... wo der Pfarrersfritz ein und ausging, bis ihn der Vater nach einem Streit mit einem Dorfjungen aus der Schule nahm und selbst belehrte. Findet der heutige Wanderer bei seinem Rundgang durch das Dörfchen schließlich nichts mehr, was er aus der *Selberlebensbeschreibung* kennt, so ist es Zeit, in das **Jean-Paul-Museum** zu gehen. Dieses ist in